

kennntnisorientierten Selbstzeugnisforschung aus Sicht der Rezensentin beide Konzepte miteinander kombiniert werden: eine in der Grundrichtung anthropologische Selbstzeugnisforschung, die nach der geschlechts-, altersbezogenen, ständischen und religiösen (et cetera) Positionierung des Selbst in diskursiven und gesellschaftsstrukturellen Kontexten fragt, sowie eine für die komplexen Praktiken der Verschriftlichung sensible Selbstzeugnisforschung, die jenseits essentialistischer Quellenklassifizierungen nach potentiellen Orten von Selbstbezüglichem sucht. Deren Relevanz jedenfalls kann Schmolinsky überzeugend und methodisch äußerst anregend unter Beweis stellen.

Mareike Böh, Kassel

François-Joseph Ruggiu Hg., **The Uses of First Person Writings. Africa, America, Asia, Europe. Les usages des écrits du for privé. Afrique, Amérique, Asie, Europe** (= Comparatism and Society/Comparatisme et Société 25), Brüssel/Bern/Berlin u. a.: Peter Lang 2013, 289 S., EUR 44,-, ISBN 978-2-87574-044-1.

Dieser Sammelband ging aus einem Forschungsprojekt am *Centre nationale de la recherche scientifique* (CNRS) in Paris hervor, das rund 2000 französische sogenannte *écrits du for privé* („Schriften des privaten Inneren“) verzeichnet hat. Der Herausgeber François-Joseph Ruggiu kommt in seiner Einleitung zunächst auf diesen problematischen Oberbegriff zu sprechen, den Madeleine Foissil 1986 prägte. In anderen Forschungssprachen wurde die Quellengruppe von Familien- und Tagebüchern, Memoiren und Autobiographien mit dem Begriff der „Ego-Dokumente“ (so Jacques Presser und Rudolf Dekker in den Niederlanden) konstituiert und erforscht, der mehr und mehr vom Konzept der „Selbstzeugnisse“ (so Kaspar von Greyerz für den deutschsprachigen Raum) in kritischer Revision abgelöst wurde. Ruggiu plädiert indes in seiner englischsprachigen Einleitung für einen neuen Oberbegriff: *first person writings*. Dieses terminologische Ringen ist Ausdruck einer Forschungstendenz, die sich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr von jenen Meisternarrativen gelöst hat, in deren Schatten diese Quellen lange standen: die von Jacob Burckhardt, Georg Misch, Charles Taylor und anderen propagierte Geschichte einer triumphalen, linearen und exklusiv europäisch-westlichen Entwicklung des autonomen Individuums, das in der Renaissance mannhaft erwachte und sich zum modernen Selbst zwischen privater und öffentlicher Sphäre fortbildete. Andere Weltregionen, so erzählte es lange die europa-patriotische Mär, blieben derweil in ihren traditionellen Gruppenidentitäten verhaftet oder waren welthistorisch dazu verdammt, den europäischen Individualismus im kolonialen und globalisierten Rahmen allenfalls nachahmen zu können. Obgleich Foucault und andere darauf hinwiesen, dass das autonome Individuum eine diskursiv mächtige Fiktion war und von Seiten der Europa-HistorikerInnen weitere Einwände kamen, blieb dieses Siegenarrativ mit seinen essentialistischen Konzepten auch in anderen Disziplinen dominant.

Um diesen Stillstand aufzulösen, öffnete sich die Forschergruppe am CNRS dem globalen Horizont, nicht zuletzt in der Begegnung mit der von Claudia Ulbrich an der Freien Universität Berlin geleiteten DFG-Forschergruppe „Selbstzeugnisse in transkultureller Perspektive“. Der aus diesem Kontext hervorgegangene Beitrag von Claudia Ulbrich tritt an die Seite von Ruggius Einleitung: Beide zeigen anhand dieses Forschungsfeldes exemplarisch, wie ein bis dato europazentriertes und eurozentristisch konstituiertes Untersuchungsgebiet für den globalen und transkulturellen Horizont geöffnet werden kann. Mit einer bloßen Einbeziehung von SpezialistInnen für die sogenannten außereuropäischen Räume ist es damit bekanntlich nicht getan – die „Provinzialisierung Europas“ kann nur dann erfolgen, wenn zentrale Kategorien geöffnet und die analytischen Achsen flexibilisiert werden. Die Begriffsentwicklung von den *écrits du for privé* über „Ego-Dokumente“ und „Selbstzeugnisse“ hin zum minimalen Konzept der *first person writings* spiegelt dabei zunächst die bereits aus den europäischen Quellen gewonnene Erkenntnis, dass sich eine „Person“ (so die Berliner Alternative zum westeuropäischen Individuums-Begriff der Aufklärung) niemals als Ich isoliert, sondern stets in sozialen Kontexten artikuliert und sich in Bezug auf soziale Schicht, Geschlecht, Religion, Familie und territoriale Zugehörigkeit verortet. Parallel zu dieser konzeptionellen Öffnung erweiterte die Berliner Forschergruppe ihren Blick auf weitere Quellengruppen jenseits der bis dahin als einschlägig betrachteten autobiographischen Schriften.

Mit diesem Sammelband hat Ruggiu den gleichen Weg eingeschlagen. Herausgekommen ist ein breites Spektrum, bei dem sich die Leserin verwundert fragt, wie in aller Welt die Epigonen Jacob Burckhardts so lange ihre exklusive Europa-Fahne haben schwingen können. Da ist zum einen der Nahe Osten, in den Catherine Mayeur-Jaouen, Astrid Meier, Nelly Hanna und Asli Niyazioğlu einführen. Muslimische *‘ulamā* hatten schon früh begonnen, vielbändige biographische Lexika zu erstellen, in denen sich zunehmend religiöse Gelehrsamkeit, familiär erbliche Sakralität mit dem Prophetenkult vermischt und über genealogische Linien konstituiert wurden. Ähnlich wie es Giovanni Ciappelli für toskanische Familienbücher des 16. Jahrhunderts im gleichen Band zeigt, werden in autobiographischen Passagen innerhalb von Biographien, so Nelly Hanna, die unterschiedlichen sozialen Verflechtungen in filigraner Abstufung fassbar, die sich mit vielfältigen Selbstkonzeptionen durchkreuzen. In den hagiographischen und autohagiographischen Sufi-Berichten wurde zunehmend ab dem 16. Jahrhundert in den Verflechtungen der *pax ottomana* das Ich auf dem Weg zu Gott in vorsichtiger Demut beschrieben (Mayeur-Jaouen). Allerdings, so Astrid Meier, gibt es ein wesentliches Hindernis, um die unterschiedlichen Formen des Ich, die komplexen Topoi und Traumerzählungen (Niyazioğlu) in ihren sozialen Verortungen im Osmanischen Reich erschöpfend zu erforschen: Selbst wenn genügend Forschungsgelder zur Verfügung ständen, gäbe es nicht genügend SpezialistInnen zur Durchführung dieser Arbeiten.

Reiji Iwabuchi führt in die zahlreichen, auf die jeweilige patrilineare und patriarchale Kernfamilie (*ie*) konzentrierten Familienchroniken der Edo-Zeit (1603–1867) in

Japan ein, die in ihrer sozial breiten Streuung wohl die global höchste Zahl an Ego-Dokumenten der Vormoderne ausmachen. Emmanuel Lozerand zeigt, wie sich die breite japanische Tradition von Selbstzeugnissen ab den 1880er-Jahren in neuen Genres weiter ausdifferenzierte und im öffentlichen Raum der Meiji-Zeit (1868–1912) Ausdrucksformen für ein fragiles und intimes Ich schuf. Ganz anders hingegen im Indonensien des 20. Jahrhunderts, für das Étienne Naveau in einem etwas sperrig zu lesenden Text die Spannung zwischen offiziellen idealisierten Autobiographien mit festgeschriebenem Subjekt und autobiographischen Elementen in fiktionalen Werken skizziert. Aïssatou Mbodj-Pouye führt uns mit einem ethnographischen Projekt nach Mali, wo sie mithilfe von Interviews die Praktiken des Schreibens in umgewidmeten Schulheften der Alphabetisierungskampagne seit den 1970er-Jahren analysiert hat. Die Beiträge von Dominique Deslandres und Elisa Sampson Vera Tudela präsentieren das weibliche monastische Milieu in der Neuen Welt, in dem Nonnen, so Tudela, im imperialen Projekt eine kreolische weibliche Identität im Rahmen kolonialer Hybridität schmiedeten. Karin Wulf analysiert bisher kaum beachtete Ausdrucksformen des familiären Selbst im britischen Nordamerika in Buchhaltung, Familienbibeln, Almanachen, Stickarbeiten und gemalten Familienbäumen.

Mit Karin Barber kommen wir in die koloniale Welt des anglophonen Westafrika und zu dem faszinierenden Beispiel eines vermeintlich autobiographischen Briefromans einer reuigen Prostituierten, mit dem ein Zeitungsherausgeber im Lagos der 1920er-Jahre zum sittlichen Lebenswandel aufrief. An diesem – sehr lesenswerten – Aufsatz zeigt sich exemplarisch, was für den größeren Teil der Fallstudien in diesem Sammelband gilt: Sie weisen in der Regel auf die Schriften von Männern und Frauen hin, schöpfen aber das analytische Potential von Geschlecht nicht vollends aus. Bei Barbers Text fragt man/frau sich beispielsweise, was die Aneignung eines autobiographischen weiblichen Ichs durch einen Mann im Rahmen der damaligen Geschlechterordnung bedeutete. Anderswo wird der Aspekt, inwiefern die vornehmlich männlichen Verfasser von Familienbüchern ihre Autorität als Familienoberhaupt festschrieben, allenfalls implizit angedeutet. Der letzte Aufsatz von Christa Hämmerle über Tagebücher und Feldpost in den beiden Weltkriegen zeigt hingegen, wie fruchtbar die Einbeziehung von Geschlecht ist. Zum einen brachten beide Kriege ein sprunghaftes Ansteigen auch des weiblichen Tagebuchschreibens mit sich, in dem Frauen und Mädchen die patriotische Kriegspropaganda in ihren Alltag übersetzten. Zum anderen versicherten sich Männer und Frauen in der Feldpost gegenseitig der traditionellen Geschlechterordnung mit einer romantischen Liebe, die als Gegennarrativ den totalen Krieg erträglich und möglich machte.

Dieser Sammelband vereinigt Aufsätze auf insgesamt hohem Niveau, die methodische Überlegungen mit einem beeindruckend weiten und gut präsentierten Spektrum an Quellen verbinden. Der Band bietet einen hervorragenden Einstieg in die *first person writings* mit vielen weiterführenden Fragen zur Frage, was „ich“ jeweils heißen kann. Zudem zeigt er exemplarisch, wie ein eurozentristisches, statisches Forschungs-

feld global und transkulturell aufgebrochen werden kann – und was wir damit an historischer und historiographischer Erkenntnis gewinnen. Jacob Burckhardt möge in Frieden ruhen: Der Puls schlägt inzwischen woanders.

Almut Höfert, Zürich

Hilde Schramm, **Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux. 1882–1959. Nachforschungen**, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH 2012 (2. Aufl.), 432 S., 33 Abb., EUR 19,95, ISBN 978-3-498-06421-1.

Dora Lux, geb. Bieber (1882–1959), gehörte zu den ersten akademisch ausgebildeten Lehrerinnen im Deutschen Kaiserreich. Als Studienrätin lehrte sie an angesehenen Berliner Frauenbildungsstätten – bis 1933, als sie fristlos entlassen und mit einem Berufsverbot belegt wurde. Nach dem Krieg nahm sie ihre Berufstätigkeit wieder auf; an der Elisabeth-von-Thadden-Schule, einem evangelischen Mädchengymnasium in Heidelberg, unterrichtete sie von 1953 bis zum Abitur 1955 Hilde Schramm. Jahrzehnte später begann die heute habilitierte Erziehungswissenschaftlerin, Mitbegründerin der „Stiftung Zurückgeben“ und Moses-Mendelssohn-Preisträgerin das Leben der einstigen Geschichtslehrerin zu erforschen und niederzuschreiben.

Worin liegen Hilde Schramms Motive, sich auf Spurensuche zu begeben? Zunächst ist es Anerkennung und Bewunderung für eine außergewöhnliche Pädagogin, deren souveräne Persönlichkeit nicht nur die Schülerinnen sehr beeindruckte, sondern auch die Elisabeth-von-Thadden-Schule in der Nachkriegszeit prägte. Umso erstaunlicher fand es Hilde Schramm, dass Dora Lux in den Festschriften des Hauses nicht vorkommt. „Sie scheint vergessen.“ (28) Zweitens soll das bemerkenswerte Leben einer emanzipierten Frau, die immer wieder eine Besonderheit darstellte – sei es gesellschaftlich oder politisch –, nachgezeichnet werden. Nicht zuletzt erklärt sich Hilde Schramms Interesse aus der eigenen Biographie: Ihr Vater ist Albert Speer, Hitlers Architekt und Rüstungsminister. Diese Herkunft habe ihr, so Schramm, „eine frühe und nicht abschließbare Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus“ (11) aufgezwungen; und sie äußert Dankbarkeit gegenüber der ehemaligen Geschichtslehrerin, die ihr „befreiend[e]“ Humanität vermittelt habe.

Dora Lux' Lebensweg erstreckte sich über vier wesentliche Abschnitte der deutschen Geschichte: das Kaiserreich, die Weimarer Republik, die NS-Diktatur sowie die junge Bundesrepublik. Hilde Schramm folgt in ihrer Darstellung dieser Chronologie. Mit „Wegbereiterin“, „Ein reiches Leben in Berlin 1909–1933“, „Selbstachtung, Klugheit und Courage 1933–1945“ und „Leben und Arbeiten in der Nachkriegszeit“ bringt sie Dora Lux' Leben in einen historischen Kontext.

1882 als zweites von fünf Kindern in der Provinz Posen geboren, übersiedelte Dora Bieber im Alter von neun Jahren mit ihrer Familie nach Berlin. Dort legte sie 1901 die